

Alfred Bodenheimer

*Predigt im Gedenken an den Novemberpogrom 1938 – Thomaskirche Leipzig 9.11.2010*

Werte Anwesende,

Im 18. Kapitel des Buches Genesis finden wir eine erstaunliche Passage: Gott erscheint dem Abraham und erklärt ihm, dass er die Städte Sodom und Gomorrha vernichten wird ob der Grösse ihrer Sünden. Für Abraham ist diese Information von grossem Belang, lebt doch sein Neffe Lot mit seiner Familie in Sodom.

Doch Abrahams Reaktion ist weder ein demütiges Akzeptieren von Gottes Ratschluss noch das schüchterne Gebet um das Leben wenigstens seiner Familie. Abraham tut nichts weniger als mit Gott über die Städte insgesamt zu verhandeln: „Der Richter der ganzen Erde sollte kein Recht walten lassen?“ fragt er Gott zugleich demütig und dennoch kühn zurück und versucht durch Festlegung einer Mindestzahl von Gerechten in diesen Städten deren Rettung insgesamt zu erwirken. Gäbe es fünfzig Gerechte, sagt Gott, würde Er die Städte „um ihretwillen“ vor der Vernichtung bewahren. Dies gebe es aber nicht. Doch die Zahl fünfzig nimmt Abraham nicht zum letzten Nennwert, sondern als Ausgangspunkt längerer Verhandlungen. Es scheint, als habe Gott Abraham implizit geradezu aufgefordert, um den Fortbestand der Städte mit Ihm zu handeln, denn schliesslich gesteht Er Abraham zu, er würde auch noch bei zehn Gerechten Schonung walten lassen – doch kann auch von zehn Gerechten nicht die Rede sein. Abraham muss klein begeben, es gibt hier offenbar nichts zu retten.

In der Folge sehen wir, was mit der Verderbtheit der Städte gemeint ist: Zwei Engel in der Gestalt von Männern kehren bei Lot ein, der sie geradezu drängt, nicht draussen, sondern bei ihm zu nächtigen und sie großzügig bewirtet. Doch dann sammeln sich die Menschen von Sodom vor der Türe an und fordern, dass er die beiden Männer herausgebe – wozu, wird unverblümt gesagt: „Wir wollen sie erkennen“, sprich sie sexuell missbrauchen. Lot lässt dies unter keinen Umständen zu, er bietet, für den Leser schwer verdaubar, sogar seine eigenen Töchter der Menge an, auf dass sie von ihrem Wunsch nach den Gästen ablasse. In diesem Moment wendet sich der Zorn des Mobs

gegen Lot selbst. Ein Fremder sei er, und nun mache er sich zum Richter über sie. Lot ergeht dem Lynchmord gerade noch, indem ihn die Engel ins Haus zerren und die Tür abschließen, danach die Menge mit Blindheit schlagen, so dass sie dem Hause Lots nicht weiter zusetzen kann.

Lot selbst hat sich vielleicht mit seinem energischen Auftritt zugunsten seiner Gäste erst das definitive göttliche Recht erworben, mit seiner Familie aus Sodom fliehen zu dürfen und nicht mit der Stadt unterzugehen. Die Stadt selbst wird jedenfalls zerstört, und wir haben zuvor noch eine Illustration dessen erhalten, was Gott mit dem Übel meint, das in diesem Städten herrscht.

Die jüdischen Weisen zu Zeiten des Talmud vor knapp zweitausend Jahren haben sich Gedanken gemacht, ob es noch weitere Grenzen des Bösen gebe, die die Bewohner von Sodom überschritten hätten, um dieses im Wortsinne vernichtende Urteil zu verdienen. Sie sprechen davon, man habe Fremde in Sodom in ein Prokrustesbett gesteckt und sie entweder gestreckt oder ihnen Gliedmassen abgehauen, damit sie in die einheitliche Länge des Bettes passten. Auf diese Weise hätten sie sich die Zerstörung ihrer Stadt eingehandelt.

Ich habe in der Vorbereitung auf den heutigen Tag in einer Sammlung von Berichten gelesen, die nach dem Novemberpogrom geflüchtete Deutsche und Österreicher jüdischer, aber auch nichtjüdischer Herkunft rund ein Jahr später niedergeschrieben haben, die aber damals nicht mehr erschienen und nach langer Unauffindbarkeit erst 2009 veröffentlicht wurden. Dies erst hat mich auf den Gedanken gebracht, heute über Sodom und Gomorrha zu sprechen. Wir finden so vieles wieder in diesen Berichten, das der biblischen Erzählung oder ihrer rabbinischen Ergänzung entspricht: Es wird eine Fiktion von Gleichheit und Einheitlichkeit geschaffen, die im zeitgenössischen Sprachgebrauch „Ariertum“ heisst. Wer ihm nicht entspricht, ist Freiwild. Für den Nichtarier, sprich: den Juden, der hinfort als anmaßender, unerwünschter Fremder gebrandmarkt wird, dreht sich alles, was die moderne Gesellschaft an Gewähr für das Wohlergehen des Individuums geschaffen hat, in geradezu kafkaesker Weise ins Gegenteil um: Feuerwehrleute stehen neben den brennenden Synagogen und bleiben untätig. Nur wenn das Feuer auf eine „arische“ Haus überzugreifen droht, werden sie aktiv. Die Polizei reagiert auf die Anrufe verzweifelter Menschen, deren Geschäfte und Wohnungen demoliert werden, mit der Frage, ob sie Arier seien. Verneinen sie dies, wird das Gespräch abgebrochen. Menschen, die ihr ganzes Leben das Gesetz des Staates

hochgehalten haben, werden unter Prügeln und Tritten von Banden, die im Namen dieses Staates handeln, festgenommen, zum Teil in Lager verschleppt. Die Versicherungssummen für die unnennbaren entstandenen Schäden werden dem Staat ausbezahlt, dessen Spitze diese Zerstörungen angeordnet hat. Es ist die Ethik von Sodom und Gomorrha, die an diesem 9. und 10. November, in den folgenden Wochen und eigentlich von da an überhaupt im Dritten Reich nicht mehr nur durch Akte der Ausgrenzung und Verdrängung, sondern nunmehr offen und mörderisch zur Geltung kommt.

Ein Bekannter hat mich kürzlich gefragt, wie ich die Verhandlungen zwischen Abraham und Gott über den Erhalt Sodoms und Gomorrhas verstehe. Wieso wäre Abraham und auch Gott bereit, zwei Städte voller Verbrecher um einer kleinen Anzahl Gerechter willen zu retten? Wir waren darüber unterschiedlicher Ansicht. Mein Gesprächspartner meinte, die wenigen Gerechten, hätte es ihre Mindestzahl von zehn denn gegeben, hätten ein solches Gewicht gehabt, dass der ganze Rest überlebt hätte. Aber das Leben der anderen wäre für sich selbst gesehen keinen Pfifferling mehr wert gewesen, sie hätten nur überlebt, da Gott die Gerechten nicht vernichten wollte. Ich sah die Sache grundsätzlich anders: Eine Stadt, meinte ich, in der noch zehn Gerechte Platz haben, wirken können und sich in ihrer Gerechtigkeit zu entfalten imstande sind, eine solche Stadt ist noch nicht vollkommen moralisch verkommen. Die Bewohner einer solchen Stadt, auch wenn sie selbst kriminell sein mögen, lassen doch einer gewissen Präsenz des Guten in ihrer Stadt Raum. Es wäre also auch ein kleines Stück weit ihr eigenes Verdienst, dass die Stadt um der Gerechten willen weiterbesteht.

Man könnte meinen, eine solche Diskussion sei müßig, da ja die Städte am Ende doch untergingen und die Familie Lots als des einzigen, der sich moralischen Standards verpflichtet fühlte, die Stadt nicht rettete, sondern aus ihr fliehen und jede Bindung aufgeben musste – bekanntlich ist Lots Frau allein ihres Blickes zurück auf das der Zerstörung anheimgegebene Sodom zur Salzsäule erstarrt.

Ich meine, die Frage nach der Präsenz, beziehungsweise der Entfaltung der Gerechten, ist angesichts der Naziherrschaft und ihrer Selbstmanifestation im Novemberpogrom nicht unangebracht: Praktisch alle Berichte aus jener Zeit, die ich gelesen habe, halten bereits fest, dass der sogenannte Volkszorn nach dem Pariser Attentat des Studenten Herschel Grynszpan auf den deutschen Botschaftsmitarbeiter Ernst vom Rath als offizieller Auslöser des Pogroms eine Erfindung von Goebbels und Konsorten war. Die

nichtjüdische Bevölkerung, bis hin zu Polizisten, Feuerwehrleuten oder Amtsärzten, reagiert oft eher solidarisch mit den Juden, gibt ihnen durch Blicke, versteckte Bemerkungen oder andere Gesten zu verstehen, dass sie die Zerstörungsaktionen und Verhaftungen missbilligt. Es gibt Beispiele von besonderem Mut, gerade bei einfachen Leuten wie bei dem katholischen Hausmädchen in Wien, das, entgegen aller Drohungen seitens der Gestapo, bei seiner jüdischen Herrschaft bleibt, beseelt vom Glauben der Gottesebenbildlichkeit der Menschen, der ihr das Verlassen der jüdischen Familie aus angeblich rassistischen Gründen verbietet.

Doch an anderen Beispielen zeigt sich, dass für Deutsche ohne jeden jüdischen Hintergrund, die in gesellschaftlich hohem Ansehen und ohne jede sonstige Gefährdung leben, Solidarität tatsächlich lebensgefährlich werden konnte. Eindringlich demonstriert dies das Beispiel Marie Kahles, deren Bericht sich ebenfalls in dem oben erwähnten Buch findet. Sie, die Frau von Professor Paul Kahle, dem in ganz Europa anerkannten Bonner Orientalisten, besucht mit einem ihrer Söhne jüdische Opfer der Zerstörungswut, deren Geschäft zertrümmert worden ist. Obwohl sie, anders als ihr Sohn, nicht bei den Aufräumarbeiten hilft, um ihren Mann nicht zu gefährden, wie sie schreibt, wird beim Eintreffen von Gestapo-Leuten ihre bloße Präsenz an dem Ort zum Anlass ihrer künftigen Beschattung. Kollegen des Mannes und ihre Gattinnen beginnen den Kontakt zu den Kahles zu meiden. Ihr Sohn wird von der Universität geworfen, was in dem Dokument, das der Rektor der Universität unterschrieben hat, als milde Maßnahme bezeichnet wird. Der Mutter rät ein ihr bekannter Arzt, der als Reichsschulungsleiter tätig ist, sich das Leben zu nehmen, denn sonst würde, nach der nationalsozialistischen Doktrin, irgendwann die ganze Familie der „Judenfreunde“ ausgerottet. Er stellt ihr ein Rezept für die tödliche Dosis des Medikaments Veronal aus, und etliche Tage läuft sie mit dieser Dosis auf sich herum, bevor sie am Ende beschließt, lieber mit ihrer Familie zu fliehen als alleine in den Tod zu gehen. Am Ende schafft sie es, in England eine Stelle für ihren Mann zu finden und auch die Söhne aus Deutschland hinauszubekommen.

Wenn das Deutschland von 1938 Sodom und Gomorrha glich, dann nicht deshalb, weil es keine zehn Gerechten in diesem Land gegeben hätte, sondern weil nicht eine Gerechte, nicht ein Gerechter handeln konnte, ohne sich damit in Gefahr zu begeben. Was nicht all jene entschuldigt, die sich an den Ereignissen von damals direkt oder

durch Denunziation beteiligt, belustigt oder bereichert haben und sich nach dem Krieg unter der Decke des Nichtwissens feige versteckten.

Wir sprechen, meine Damen und Herren, oft von Zivilcourage und ehren damit Menschen, die in schwierigen Situationen für etwas einstanden, was sie höher bewerteten als das ungeschorene Davonkommen. Doch sind Gesellschaften, in denen es dauernde Zivilcourage braucht, Gesellschaften, in denen die Grundwerte nicht mehr vorhanden sind. Solche Gesellschaften können durchaus auch schleichend entstehen. Selbst die Juden vom November 1938, nach den Nürnberger Gesetzen, nach einer Unzahl von Einzelgesetzen, die sie aus der Gesellschaft ausschlossen, hatten den Glauben in eine im Grunde noch geltende Rechtsordnung, die diesen Namen zumindest einigermaßen verdiente, nicht verloren. Es wird oft von der unglücklichen Liebe der Juden zu Deutschland gesprochen. Mir missfällt diese Formulierung, da sie eine Beziehung romantisiert und die Juden zu Abgewiesenen macht, wo es doch um Fragen von Recht und Unrecht geht. Die Juden in Deutschland liebten in der Regel nicht Deutschland, sie liebten, wie die meisten Menschen, ihre Stadt, ihren Laden, ihre Familie, sie liebten womöglich Goethe, Heine und Schumann. In Deutschland als Staatswesen hatten sie aber ein Grundvertrauen, und dieses ließen sich viele noch lange nach 1933 nicht nehmen. Es bedurfte einer gezielten und gesteuerten Aktion wie dem Novemberpogrom, um ihnen dieses Vertrauen gezielt zu nehmen, sie vorerst in möglichst großen Scharen zu vertreiben, oder ihnen anzukündigen, dass Deutschland mit Juden nur das Allerschlimmste im Sinne hatte. Auch für viele nichtjüdische Deutsche war der Novemberpogrom ein Schock. Für viele Deutsche war es aber ebenfalls ein Schock, wie viele Deutsche sich daran freudig oder zumindest opportunistisch beteiligten.

Der jüdische Kaufmann Hugo Moses, der in der Folge des Novemberpogroms am 10. November festgenommen und nach einiger Zeit freigelassen worden war, bevor er 1939 mit seiner Familie aus der rheinländischen Heimat in die USA emigrierte, zeichnet in seinem Bericht ein ambivalentes Bild über die Haltung der mit dem Regime auf Gedeih und Verderb verwobenen Bevölkerung. Er schreibt:

„...besäße die größere Zahl des gereiften deutschen Volkes auch nur einen Bruchteil des Antisemitismus der Regierung, würde die Pogromstimmung, in die das deutsche Volk von Zeit zu Zeit gepeitscht wird, nicht den vernünftigeren Teil abschrecken, es lebte schon lange kein Jude in Deutschland mehr. Die Regierung hetzt und wiegelt das Volk so lange auf, bis irgendwo blutige Ausschreitungen vorkommen, und behauptet

dann scheinheilig, dass sei die ‚Volkesstimme‘ und nie habe die Regierung Weisungen erteilt, auch nur einen Juden zu töten. Diese Taktik ist jedoch längst von allen durchschaut worden. (...)

Hingegen die Jugend ist von Grund auf verseucht. Das systematisch eingespritzte Gift erzieht sie zu Lügner, zu Dieben und zu Mördern. Die Jugend, die am 11.11.38 in die jüdischen Bethäuser und Wohnungen gesandt wurde, um die Zerstörungen zu vollenden, die ihre Väter und Brüder begonnen hatten, nennt Adolf Hitler ‚den Stolz und die Hoffnung Deutschlands‘.“

Diese Umwertung aller Werte, die der Nationalsozialismus im entsetzlichsten Sinne in seiner Praxis und Erziehung anwandte, ist bis heute der Maßstab all dessen, was freiheitliche Demokratie bekämpft. Der Ruf „Nie wieder!“ hat für Generationen, gerade in Deutschland, den Hintergrund aller pädagogischen Anstrengungen im Vermitteln von Geschichte, Politik und Staatsbürgerkunde gebildet. Doch wie wird dieses „Nie wieder“ vermittelt? Und wie lange lässt es sich noch als Grundlage von Erziehung verwenden? Im ZEIT-Magazin vergangener Woche steht die Frage im Zentrum, wie die heutige Teenager-Generation Deutschlands mit dem Holocaust umgeht. Zusammengefasst lautet das Ergebnis so, dass das Thema sie interessiert und Berührungängste mit der inzwischen zeitlich entrückten Generation der Urgrosseltern kaum mehr bestehen. Doch nervt viele Schülerinnen und Schüler die mit der Behandlung des Themas selbst einhergehende Erwartung einer Betroffenheit, die schwer auf Kommando abrufbar ist. Hinzu kommt die Frage, inwiefern sie als Deutsche oder in Deutschland lebende Jugendliche einen stärkeren Bezug zu Buchenwald oder Auschwitz herstellen sollten als andere. Das sind nachvollziehbare Probleme, denen man sich stellen muss.

Persönlich meine ich, es sei gerade der Novemberpogrom von 1938 in besonderer Weise geeignet, den Zugang Jugendlicher zur Geschichte des Nationalsozialismus zu ebnet. Zeugnisse wie die, von denen ich heute gesprochen habe, machen den Bruch fühlbar, der von einem totalitären Unrechtsregime zu einem zynischen, grausamen, ohne Rücksicht auf innere und äußere Meinungsbildung raubenden und mordenden Regime führt. Sie sind dazu angetan, die Sensibilitäten zu wecken und die Antennen hochzuziehen, die es benötigt, um eine Gesellschaft davor zu bewahren, dass die unsichere Währung der Zivilcourage als letzte Bastion gegen ein im Namen eines willkürlich proklamierten Richtwerts von Zugehörigkeit und Anpassung agierendes Staatswesen bleibt. Wo nur noch die Zivilcourage hilft, braucht es zuviel Courage. Ein

Gemeinwesen wird nicht von heute auf morgen zu Sodom. Unsere Jugendlichen müssen lernen, die Zeichen zu lesen, die Bauteile der Prokrustesbetten zu identifizieren – hier beginnt und hier, das garantiere ich, interessiert Erziehung zur Gerechtigkeit, auf dass nicht zehn oder fünfzig, sondern Millionen von Gerechten fürderhin Deutschland, Europa und von diesem aus auch andere Regionen schützen mögen.

Und gestatten Sie mir noch eine letzte Bemerkung: Einige der Zeitzeugen und viele Historiker nach ihnen haben festgestellt, dass in Deutschland erst ein Novemberpogrom, als Auftakt zu noch viel Schlimmerem, möglich war, weil das Regime sich nach dem Münchener Abkommen von 1938 außenpolitisch gestärkt war. Diktaturen haben in der Regel eine feine Nase dafür, wann sie wie weit gehen können, ohne dass das Ausland reagiert. Wer immer mit allen im Geschäft bleibt und dem konstruktiven Dialog mit brutalen Machthabern auch heute den Vorrang vor einem dezidierten Auftreten gibt, das sie in die Schranken weist, ermutigt sie, die innenpolitischen Schrauben weiter anzuziehen und nach aussen umso aggressiver aufzutreten. Es sind und bleiben harte Lehren, die von 1938 zu uns hinüberschallen. Mit hingebungsvollem Gedenken an die Schandtaten und Opfer von damals ist es nicht getan – es kann aber Anlass sein für ein Weiterdenken, das uns das zweite Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts neu und anders in Angriff nehmen lässt. Möge uns hierin Beistand zuteil werden.